

Zeitschrift: Bündnerisches Monatsblatt : Zeitschrift für bündnerische Geschichte, Landes- und Volkskunde

Herausgeber: F. Pieth

Band: - (1946)

Heft: 9

Artikel: Die Puschlaver Auswanderung im Januar 1865

Autor: Olgiati, Gaudenzio

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-397280>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 04.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

BÜNDNERISCHES MONATSBLATT

ZEITSCHRIFT FÜR BÜNDNER.
GESCHICHTE, LANDES- UND VOLKSKUNDE

HERAUSGEGEBEN VON DR. F. PIETH

— * ERSCHEINT JEDEN MONAT * —

Die Puschlaver Auswanderung im Januar 1865

Niedergeschrieben im Januar 1865

von Bundesrichter Gaudenzio Olgiati, Poschiavo

„I a fa fortuna fora dal paes.“ (Ire a fare fortuna fuori del paese.) Das ist seit ungefähr 15 Jahren die Losung, womit unsere männliche Jugend, kaum der Schulpflicht entwachsen, der Heimat den Rücken kehrt und mit leichtem Bündel und um so schwererem Herzen hinauszieht in ferne, fremde Gegenden.

Dieses „Glück in der Fremde“ ist somit auch bei uns ein Kardinalpunkt für das Gedeihen der wirtschaftlich-sozialen Zustände geworden, um den sich die ausschweifendsten Hoffnungen und Pläne, das unermüdliche Streben und Ringen der besten Elemente des Volkes drehen. Wie jede neue Tatsache, die bestimmend auf die Gestaltung eines ganzen Gemeinwesens einwirkt, öffentliche Beachtung verdient, so gewiß auch die totale Abkehr von der althergebrachten Lebensweise, das Aufgeben der bisherigen Erwerbsquellen und Gewohnheiten, dieses fieberhaft eingerissene Auswandern in die Fremde, wo der Einzelne zumeist ganz und gar für sich allein dasteht, unter durchaus unbekanntem Verhältnissen, in die er sich erst hineinleben muß mit Überwindung unsäglicher Schwierigkeiten. Gewiß, es müssen solch einer Erscheinung tiefgreifende Ursachen der Abstoßung oder der Anziehung zugrunde liegen, und es lohnt sich die Mühe, denselben nachzuspüren, um womöglich festzustellen, ob unter gegebenen Umständen der Trieb

ins Ausland ein gesunder, für das Wohl des Einzelnen und des Gemeindewesens ersprißlicher, nicht übermäßiger sei.

Die hier einschlägigen Fragen sind freilich leichter zu stellen, als richtig und allseitig zu lösen. Denn oberflächlich betrachtet, läßt sich nicht absehen, was denn eigentlich seit hundert Jahren sich in Poschiavo so gewaltig geändert habe, daß ein großer Teil der Bevölkerung mit der uralten Ahnenweisheit „Bleibe im Lande und nähre dich redlich“ so ganz zerfallen ist. Die Einwohnerschaft ist an Zahl nicht übermäßig gewachsen, Felder und Wiesen werden noch heute mit Fleiß und Sorgfalt bestellt, der Verkehr hat eher zu- als abgenommen, das Tal trägt im ganzen das Gepräge einer behäbigen, zufriedenen, ja behaglichen Existenz seiner Bewohner, und diese letzteren würden das höchste Glück, Bürger Poschiavos zu sein, gegen alle Schätze der Welt nicht vertauschen wollen. *Civis pesclaviensis sum!* Aber, wird man einwenden, wenn das alles wahr ist, wozu denn der unmäßige Drang in die Fremde? Blüht euch zu Hause ein bescheidenes, beneidenswertes Glück, warum treibt es euch denn hinaus in aller Herren Länder bis an die Dünen der Ostsee, in die Steppen Polens, in die fernsten Winkel Galliens, über die Pyrenäen und den Ozean bis zu den Antipoden des australischen Kontinents? Indem ich versuche, diesen scheinbaren Widerspruch zu lösen, muß ich zurückgreifen auf die Vergangenheit.

Fast das ganze 18. Jahrhundert hindurch lebte man friedlich beisammen in altüberlieferter Lebensordnung unter der einfachen und weisen Führung des *Podestà* und *Magistrato*, seiner *Consoli*, *Decani* und *Anziani*, der *Giunta municipale* und des *magnifico Arringo* — alles, wie man sieht, in seiner Benennung eine ergötzliche Parodie der Verfassungen italienischer Städterepubliken im Mittelalter. Freilich hatte die konfessionelle Spaltung des 16. Jahrhunderts einen gewaltigen, tiefen Riß in dieses Völkchen gezogen, aus dem eine allzu reiche Saat des Argwohns, Mißtrauens und Grolls, von Fanatikern auf beiden Seiten eifrig geschürt, emporgeschossen war. Weit über das religiöse Leben hinaus- und aufs rein bürgerliche Gebiet übergreifend, hat dieser Zwiespalt mit seinem Pesthauche die lebensfähigsten Keime geselligen Zusammenlebens und gemeinsamen Fortschrittes in der Gemeinde erstickt, so daß bis auf den heutigen Tag die wohlthätigen Berührungen des nachbarlichen Verkehrs und der Bluts-

bande – commercium und connubium – faktisch in der Religion eine Schranke finden.

Die Leute waren im ganzen arm, aber es war eine Armut, die in gewöhnlichen Zeiten nicht darben mußte, die am Wenigen sich leicht genügen ließ und so den Abgang vieler in unserer bedürfnisreichen Zeit schwer zu vermissender Güter nicht empfand. Der Grundbesitz war sehr zerstückelt und ungleich verteilt, das meiste und Beste im Besitze weniger, begüterter Familien, fremder Hände bedürftig, um es zu bebauen. Diese Klasse der sogenannten „Signori“ war in ihrer Art ein kleines, aber respektables Patriziat in verjüngtem Maßstabe. Ursprünglich wohl durch fremden Kriegsdienst, dann namentlich durch Beerbung und seltener durch eigenen Erwerb zu Vermögen gekommen, nahm diese Grandezza von jeher eine hervorragende Stellung in der – Jurisdiktion ein. Sie führte im Tale das Regiment, und hier an der Grenze des Veltlins, mit der Sprache der felicissimi sudditi von Haus aus bewandert, nahm sie mit Späheraugen jede Gelegenheit wahr, um sich da draußen im üppigen Addatal in irgendein Ämtchen zu setzen, welche sie gewiß mit der im Untertanenlande sprichwörtlich gewordenen „Uneigennützigkeit bündnerischer Magistraten“ verwaltete. Zu Hause zeigten sich die Herren des Sonntags in bunten Kleidern, mit silbernen Schuhschnallen, im weiten Hemdkragen und mit gewaltigem Haarbeutel und wußten sich fein, würdevoll, herablassend zu geben. Das Volk schaute mit Ehrfurcht und ohne Neid an sie hinauf wie an eine unerreichbare Höhe. In soweit es keinen eigenen Grund und Boden zur Betreibung einer autonomen Wirtschaft besaß, gab es sich damit zufrieden, die Wiesen und Äcker und Berggüter der Herren zu pachten, den jährlichen Ertrag mit ihnen zu teilen.

Die Landesprodukte hatten damals für die Talbewohner einen weit höhern Wert als heutzutage, denn die Zufuhr war schwieriger und kostspieliger, der Bedarf aber über die Gesamtproduktion hinausgehend. Im Sommer gab es also für fleißige Hände Arbeit genug im Tale und auf den Bergen, und der Verdienst war eben ausreichend bei der damaligen Genügsamkeit der Bevölkerung. Im Winter freilich fehlte es in der Heimat an lohnender Arbeit, und da saßen wohl die kräftigen Männer auf der Ofenbank oder im warmen Kuhstall und spielten müßig mit den schwielen Fingern? Mit nichten; sie sorgten vorerst für die kleinen Bedürfnisse der

Haushaltung durch Herbeischaffung des Brennholzes, Streuesammeln und Anfertigung und Ausbesserung der Schuhe für die ganze Familie. Denn das war ein vom Vater auf den Sohn und Enkel vererbtes Handwerk, das Schuhmachen und Schuhflicken, womit man die arbeitslose Zeit in nützlicher Weise auszufüllen pflegte. War man zu Hause und fürs Haus damit fertig, so nahm der Vater seinen Buben, lud ihm ein Bündelchen Lebensmittel auf den Rücken, belastete sich selbst mit dem notwendigen Werkzeuge und einigem Ledervorrat, und hinunter ging's fürbaß in die lombardische Ebene bis Lecco, Bergamo, Brescia, Verona, Padua und ins Venetianische hinein. „Allegri, c'è quà il ciabattin!“ hieß es an jeder Haustüre, an jedem Hofe, wo man vorbeizog. Die Wanderung dauerte drei oder vier Monate, bis das Revier nach allen Seiten durchstreift war; dann aber kehrte das unstete Schustervölkchen mit einem sorgsam geborgenen Säckchen güldener Filippi nach Hause zurück.

Hier haben wir also die erste Auswanderung in ihrem ursprünglichen Wesen, wie sie bis ins dritte und vierte Jahrzehnt unseres (19.) Jahrhunderts noch fortgedauert hat. Etwas ganz Ähnliches finden wir noch heute anderwärts, z. B. die tessinischen polentai in den toskanischen Städten, die im Winter ihren dampfenden Brei in kolossalen Formen auf Karren in den Straßen herumschieben und faustdicke Stücke für einen Quattrino verkaufen; die geschwärzten Kaminfeger aus dem Misox und Calanca, welche über ganz Piemont sich ausbreiten und daselbst im Volkswitze drollig genug mit den lieben Engeln verglichen werden, weil sie stets zwischen Himmel und Erde schweben.

Die Möglichkeit dieses Erwerbes fußte auf der Übung einer grenzenlosen, fast unbegreiflichen Einschränkung aller Lebensbedürfnisse, auf der schwer anzulernenden und angelernten Gewohnheit eines unausgesetzten atomistischen Übersparens und Zurücklegens alles dessen, was einen noch so geringfügigen Wert darstellt. Aber diese heroische Disziplin der Entsagung ist, wie ich glaube, ein Grundzug, der durch die ganze bündnerische Auswanderung läuft, und die Tatsache verdient Beachtung, daß unser Landsmann in der Fremde die Anspannung aller Willenskräfte zu einer Höhe treibt, zu der er sich in der Heimat nur selten befähigt fühlt.

Wir stehen an der Grenzscheide des vorigen Jahrhunderts. Gar

vieles hatte sich seit einem Menschenalter zugetragen, was störend in den tiefen Frieden der Talschaft eingegriffen. In den siebziger Jahren hatte mitten im Sommer ein Hochwasser die Felder überschwemmt, die Saaten samt der fruchtbaren Humusschicht weggespült; dann waren wenig ergiebige Zeiten, worunter auch Fehljahre, gefolgt, und im jüngsten Jahrzehnt hatte zu guter Letzt die Kriegsgeißel und eine Grenzsperr des inzwischen abgefallenen Veltlins das Tal in namenloses Elend gestürzt. Da trieb Not und Verzweiflung des arme Volk in die Fremde, sich dort eine Krume Brot zu verdienen, die zu Hause nicht mehr zu erschwingen war. Die Armen irrten vereinzelt umher, viele verkamen im Elend und kehrten nicht mehr zurück. Es ist eine rührende Geschichte, die man hier so leicht nicht vergißt, wie damals eine ganze Familie, Vater und Mutter mit kleinen Kindern, worunter auch Säuglinge, sich trostlos auf den Weg machte, ihre einzige Habe — eine Ziege — mitschleppend, weit nach Frankreich hinein. Die gütige Vorsehung hat sich ihrer liebevoll angenommen; denn nach vielen Jahren sind die Söhne reichbegütert nach Poschiavo zurückgekehrt, haben hier in angesehener, geachteter Lebensstellung das Vertrauen und das dankbare Andenken gar vieler ihrer Mitbürger verdient, denen sie im Leben mit Rat und Tat förderlich gewesen.

In dieser prüfungsreichen Zeit begann also eine neue, von der oben besprochenen ganz verschiedene Bewegung ins Ausland, ein Hinausgehen aufs Geratewohl, ohne den Rückhalt einer nützlichen Hantierung, ohne ein bestimmtes örtliches und zeitliches Ziel. „*Correre ventura all'estero*“ ist in unserer Sprache die richtige Bezeichnung für dieses bedenkliche Herumtasten in der Fremde. Doch blühten daselbst hie und da schon einzelne Geschäfte unserer Nachbarn, der Engadiner, welche, den damals eben um sich greifenden Kaffeeschwindel mit Erfolg ausbeutend, in verhältnismäßig kurzer Zeit „reüssierten“. Der in die Augen stehende Erfolg und die Leichtigkeit der ersten Ergreifung und Betreibung eines solchen Gewerbes wirkte wie ein Magnet auf unsere pilgernden Landsleute und führte sie fast ausnahmslos der Gilde der lustigen Cafetiers und Zuckerbäcker zu. Aus kleinen, vielfach mißlungenen, aber zähe verfolgten Anfängen hat sich das Geschäft mit der Zeit entwickelt, ausgebreitet und zu einer Höhe des Betriebs emporgeschwungen, daß es manchenorts in seiner Sphäre geradezu dominiert. Es klingt fast ungläublich, welch hohe Sum-

men z. B. nur in Spanien alljährlich auf eine zeitgemäß elegantere Ausschmückung und Ausstattung der größeren Kaffeelokale seitens der dortigen Landsleute verwendet werden.

Diese Auswanderung wandte sich Frankreich und Polen zu, setzte sich erst dort fest und sandte gleichzeitig oder in der Folge Ausläufer nach Dänemark und Triest, Spanien und Algier. Im Gefolge der napoleonischen Heerscharen ging sie über die Pyrenäen, fand dort ein jungfräuliches Terrain, spann nach und nach ein verwickeltes Netz über 15 oder 20 der größeren Städte und – es sind darin viele Goldfische gefangen worden. Seitdem einmal die kleinen, festen Kolonien gebildet waren und prosperierten, gaben sie der Strömung in der Folgezeit eine bestimmte, nachhaltige Richtung; denn die Ansiedler verjüngten sich stets aus der Heimat. Die Nachrückenden hatten begreiflich mit geringeren Schwierigkeiten und Mühsalen zu kämpfen; sie fanden ein leichteres, bequemerer Fortkommen, wozu ihnen die Vorgänger den Grund bereits gelegt hatten. Merkwürdig genug war diese ausschließlich protestantische Ansiedlung in streng katholischen Ländern und ist es seither geblieben. Der katholische Teil der Bevölkerung hat sich ihr nicht angeschlossen; er hat bis vor wenigen Jahren die hergebrachte Lebensweise im Lande einfach fortgesetzt. Ist es überhaupt eine allgemeine und richtige Wahrnehmung, daß die Katholiken in Bünden fester, zäher, stabiler an der alten, ererbten Gewohnheit hängen, so gilt dies vornehmlich von den paritätischen Landesteilen, wo die Gegensätze in dieser Beziehung sich mehr zuspitzen als anderwärts. Die Reformierten waren von jeher beweglicher, unternehmender als ihre Brüder der andern Konfession; sie lösten und knüpften leichter Verbindungen und rühmten sich, ihre Religion überall im Herzen mitzutragen, was bei vielen gleichbedeutend ist mit der Religion im Kopfe. Im übrigen weist dieser ausländische Erwerbszweig für die Talschaft Poschiavo so ziemlich dieselben wirtschaftlichen Folgen auf, wie wir sie in allen Landesgegenden wahrnehmen, wo er mit gleichem Erfolg gepflegt wurde. Er zieht viel Geld ins Land, zaubert hübsche, wohnliche Landhäuser aus dem Boden heraus, verbreitet städtische Sitten und Bedürfnisse und schafft Anstalten zu ihrer Befriedigung. Nicht zu leugnen ist freilich, daß die etwas raffinierte Tournüre, die sorgfältig gedrechselte, geputzte, gefirniste Erscheinung des „fremden“ Landsmannes hie und da mit der schlichten, gediegenen und oft

rauen Einfachheit des Heimischen in einen sonderbaren Kontrast gerät, wobei wir uns nicht anmaßen wollen, zu entscheiden, auf wessen Seite das Wahre, Gehörige, Vernünftige des Anstandes zu treffen sei. Ich denke, es gibt überall eine goldene Mitte.

Lieblös und ungerecht wäre es, wenn ich hier verschwiege, daß diese unsere Landsleute in der Fremde nie ermüden, die Regungen eines edlen patriotischen Gefühls in Werken der Mildtätigkeit und der Nächstenliebe zu bekunden, und an Gelegenheiten hat es ihnen nicht gefehlt, zur Förderung gemeinnütziger, humaner Zwecke in der Heimat durch großmütige Spenden mitzuwirken. In einer Zeit und in einem Lande, wo der vielgeschmähte Materialismus auf so vielen Lippen ist, die im Grunde genommen trotz alles Scheltens sich doch nicht zu immaterialisieren vermögen, dürfen so sprechende Züge spontaner Entäußerung zu idealen Zwecken nicht mit Stillschweigen übergangen werden.

Nunmehr die letzte Entwicklungsphase der Puschlaver Auswanderung — die transatlantische — ins Auge fassend, darf ich die Vorgänge nicht unberührt lassen, welche sie anbahnten und vorbereiteten. Und dies führt von selbst zu einem kurzen Rückblick auf die ökonomische Lage vom dritten bis zum fünften Jahrzehnt. Schon unter der napoleonischen Herrschaft war bekanntlich in der ganzen Lombardei ein großartiges Straßennetz in Angriff genommen worden, welches einerseits alle Provinzen mit prächtigen Heerstraßen durchzog, andererseits fast alle Nebentäler mit letzteren in Verbindung setzte. In der darauffolgenden Restaurationsperiode ward dieses eminente Werk der Vollendung rasch entgegengeführt. Unermeßlich waren die Vorteile, die jetzt das ganze Land aus der Erleichterung des Austausches der Bodenerzeugnisse und aus der hohen Steigerung und Vervielfältigung des Verkehrs ziehen durfte. Diese nützlichen Wirkungen blieben aber nicht aufs Land beschränkt, sondern dehnten sich aus über die Nachbarstaaten, also auch auf Bünden. Für Poschiavo waren sie von großem Belang. Die Versorgung mit lombardischem Getreide war bedeutend erleichtert und damit der Wert des eigenen Erzeugnisses heruntergedrückt, dagegen die Vorteile der Wiesenkultur durch gesteigerten Absatz im Veltlin bei fort dauerndem gleichen Verbräuche im Tale ausnehmend erhöht. Fatalerweise war nun ein sehr großer Teil des ganzen Wiesenareals zu Berg und im Tal in Händen der wohlhabenden, aber engen Klasse der Ortsbürger, dagegen fast

das gesamte Ackerland im Besitze der zahlreichen sonst unbemittelten Bauernschaft. Den Reichbegüterten kamen also alle Vorteile der eben angedeuteten Umwälzung in den allgemeinen Verkehrsverhältnissen zugute; auf die dürftige, arme Bevölkerung fielen umgekehrt die Nachteile derselben. Hiezu gesellten sich andere, wichtige Momente, die dazu beitrugen, Unbehagen und Verstimmung in der breiten untern Schicht des Volkes zu erzeugen. Zunächst hatte das moderne Leben mit seinem regern Verkehr vielerlei Bedürfnisse geweckt, die man früher nicht kannte und die im Drange der Zeit schwer zu befriedigen waren. Viele Mitbürger, denen in der Fremde ein schnelles Glück gelächelt, waren zurückgekehrt und entfalteten vor aller Augen die Früchte ihres Fleißes und der Gunst der Verhältnisse. Dies mußte die Gemüter im Lande mit einer entmutigenden Verbitterung über das eigene leidige Geschick erfüllen. Sodann hatte die Ausübung des in seiner Art nützlichen Schusterhandwerks in der Lombardei aus mir unbekanntem Gründen allmählich aufgehört, und damit war die Quelle eines erklecklichen Verdienstes im Winter versiegt. Endlich war mit der allgemeinen Hungersnot der Jahre 1817–1818, sowie später mit den großen Überschwemmungen in den dreißiger Jahren viel fruchttragendes Kapital aufgezehrt worden, wodurch Armut und Not in größeren Dimensionen um sich gegriffen hatten. Was tut nun das Volk in seiner Bedrängnis? Es wirft sich mit Wut auf die Wälder, und hier beginnt jetzt ein Werk der Zerstörung, durch welches die Gemeinde ungeheure Einbußen gelitten, von denen sie sich in einer noch gar weiten Zukunft nur einigermaßen wird erholen können. Zu weit würde es mich führen, wenn ich diese unselige Epoche in ihrem ebenso empörenden als für bündnerische Gemeindeverwaltungen belehrenden Detail hier darstellen wollte. Allzu spät und unzureichend genug wurde jenem argen Unwesen ein dürftiger Riegel geschoben. Aber die simple Moral: „Unrecht Gut gedeiht nicht“, hat sich auch hier bewährt: Niemand ist durch den Waldfrevel reicher geworden. Wohl aber hat dieser Frevel eine wüste Brut lasterhafter Gewohnheiten groß gezogen, welche noch lange Zeit am Lebensmarke der vom Pfade der Redlichkeit Abgewichenen gezehrt haben.

In dieser traurigen, gedrückten Zeitlage erscholl nun auf einmal anfangs der fünfziger Jahre der vielverheißende Ruf: „Auf, nach Australien!“ und ging wie ein Lauffeuer durchs Volk. Tes-

sinische Maurerarbeiter hatten zuerst die Kunde von dem unermeßlichen Goldsegen jenes Wunderlandes verbreitet, worauf einige Puschlaver sich dahin auf den Weg gemacht. Und als diese nach wenigen Monden dortigen Aufenthalts diese fabelhaften Berichte bestätigten und ihren Angehörigen schon fällige Wechsel namhaften Betrages zusandten, – da kannte das Ausreißen keine Schranken mehr. Väter und Mütter vermochten den Sohn nicht mehr zurückzuhalten, junge Ehemänner verließen Weib und Kind und wandten sich träumerisch der märchenhaften Weltgegend zu, wo man die Hand bloß auszustrecken braucht, um Gold einzuheimen so viel man nur wünscht. In kleineren und größeren Gesellschaften zog die rüstige Jugend ans Meer, wo sie sich alsbald einschiffte. Es sollen im ganzen weit über zweihundert Männer, so ziemlich alles, was an Jugend zwischen dem 16. und 35. Lebensjahre im Tale sich vorfand, nach Australien abgegangen sein. Ein harter, aufreibender Kampf um die Existenz wartete ihrer in den britischen Kolonien. Eingekerkert in schmale, dunkle Schächte, bis zur Mitte des Leibes in einem schmutzigen, schlammigen Wasser versunken, bei einer unausstehlich schwülen Atmosphäre hieß es da drauflos hämmern vom frühen Morgen bis zum späten Abend; und war das schwere Tagewerk zu Ende, so gab es kaum eine schlechte wollene Decke, die erschöpften Glieder einzuwickeln zum erquickenden Schlafe. Wahrlich, es bedurfte der zähen unverwüstlichen Kraft eiserner Naturen, um es bei dieser Lebensart lange auszuhalten. Die Ausbeute scheint zudem eine sehr unsichere, unregelmäßige gewesen zu sein; oft sehr lohnend ermutigte sie zu herkulischen Anstrengungen und führte zuletzt meistens zu argen Enttäuschungen. *Partout comme chez nous!* Unsere Landsleute zauderten nicht allzu lange, die tückischen Goldminen im Stiche zu lassen und gingen zu andern Beschäftigungen über, die einen besseren Verdienst abwarfen. Sie griffen zur Holzaxt, vertieften sich in die Wälder, wo noch keine Forstordnungen das Handwerk verpfuschen, und hieben Stämme, brannten auch Kohle zur Versorgung der umliegenden, rasch anschwellenden Ansiedlungen. Hiemit verdiente der fleißige Arbeiter in den ersten Jahren die 25 Franken täglich, wovon er etwa zwei Drittel zurücklegen konnte. Später, bei zunehmender Einwanderung und Vermehrung der Arbeitskräfte, ist der Verdienst bedeutend gesunken; gegenwärtig (1865) soll er höchstens 8–15 Franken betragen.

Nach mehrjährigen fürchterlichen Strapazen fühlen sich die Leute gewöhnlich erschöpft, und es ergreift sie alsdann eine gewaltige Sehnsucht nach der Heimat. Mit gebräuntem Antlitze, in welchem die unverkennbaren Züge männlicher Energie und des Lebensernstes eingefurcht sind, langen sie allmählich wieder an, sehen sich nach einer Lebensgefährtin um und gründen sich einen bescheidenen Herd, wobei ihnen die mitgebrachten englischen Livres natürlich sehr zustatten kommen. Es ist aber bisher im ganzen doch nur wenigen geglückt, sich in kurzer Zeit so viel zusammenzulegen, daß es für ein sorgenfreies Fortkommen in der Heimat eben ausreicht. Die meisten mühen sich noch heute (1865) in den Kolonien damit ab, ein Glück zu erjagen, dessen Erhaschung sie sich bei der Abreise viel zu leicht vorstellten. Einzelne Ausgewanderte sollen den australischen Boden bereits verlassen und sich nach Neuseeland, Kalifornien sowie auch nach dem südlichen amerikanischen Kontinent eingeschifft haben.

Unsere ganze australische Auswanderung ist eine noch viel zu flüssige, unfertige, unabgeschlossene, bewegliche, als daß sich schon jetzt mit Sicherheit angeben ließe, ob und wann und wo und wie sie in Zukunft einen festen, soliden Boden gewinnen wird. Denn soviel scheint gewiß, daß auch in jenem Weltteile das bisher überaus günstige Verhältnis der Arbeitskraft zum Kapital bald ausgenützt sein wird, und hierauf stützt sich ja ausschließlich der Erwerb der Eingewanderten. Welches aber immer das endliche Schicksal und Ziel dieser Bewegung sein mag, so läßt sich doch annehmen, daß es dem kühnen Unternehmungsgeiste, der in dieser wagnisvollen Schule der Welterfahrung sich heranbildet, nicht allzu schwer fallen wird, ein fruchtbares Terrain aufzufinden, wo ein nachhaltiger Fleiß seine dauernden und lohnenden Früchte erntet.

Überblicken wir endlich die Puschlaver Auswanderung in ihrer Entstehung und Entwicklung, so ergibt sich nunmehr die Antwort auf die anfangs gestellte Frage nach den treibenden Ursachen von selbst. Das Tal ist überbevölkert; die eigenen Güterquellen fließen nicht reichlich genug zur Ernährung seiner Bewohner. Selbst nach einer Reihe vergleichsweise glücklicher Jahre vermag der Landbau, die Viehzucht und ein kleiner Zwischenhandel die in der Neuzeit gesteigerten Bedürfnisse des Volkes nicht gut zu befriedigen. Schlägt aber einmal durch irgendein Verhängnis das Unglück

ein, so verwandelt sich das noch erträgliche wirtschaftliche Leben der Mehrzahl in eine trostlose Szene des Elends. Solange also nicht in anderer Weise für einen sichern dauernden Erwerb im Lande, etwa durch Einführung eines noch unentdeckten lebenskräftigen Industriezweiges, gesorgt wird, ist, meines Erachtens, die Auswanderung ein notwendiges und wohltätiges Korrektiv gegen die schlimmen Folgen der Überbevölkerung, und eben darum bedarf unter so bewandten Umständen der Trieb ins Ausland keiner Entschuldigung. Zu wünschen wäre freilich, daß diese Strömung bald und durchgreifend in eine fest geregelte und sichere Bahn geleitet würde, wo dem Anfänger ein allzu teures Lehrgeld der Erfahrung erspart bliebe, und wo dem Unerfahrenen eine hilfreiche Hand und Stütze in der Not geboten werden könnte. Das Erkennen und handgreifliche Erfassen dieses großen Bedürfnisses liegt so nahe, daß man unwillkürlich zu der Frage hingedrängt wird: Was hat die vielvermögende Gemeinde und der Staat zur Forderung der Wohlfahrt einer so zahlreichen Klasse ihrer besten Bürger getan? Wie haben sie vorgesorgt, um, soweit es im Bereiche ihrer Kräfte liegt, das Fortkommen ihrer Söhne im Auslande zu erleichtern? Es überläuft uns ein Gefühl bitterer Scham, gestehen zu müssen, daß die Gemeinde bisher geglaubt hat, ihre mütterliche Fürsorge darauf beschränken zu dürfen, unentgeltliche Paßbewilligungsscheine auszustellen und die Loskaufssumme von Militärpflichtigen gewissenhaft entgegenzunehmen.

Und doch ließe sich so manches vorkehren, wodurch der oft ratlosen Auswanderung wirksam unter die Arme gegriffen werden könnte. Ich denke hiebei an die vielfältig nützlichen Fonds, die anderwärts zur Hebung und Unterstützung der Industrie, des Handwerkes, des Ackerbaues bestehen, und bilde mir ein, es könnte etwas Ähnliches auch der schutzbedürftigen Auswanderung frommen, ohne daß die Opfer ins Unendliche stiegen, vielleicht selbst mit einer allmählichen Rückvergütung der sukzessiven Auslagen. Sodann kann man sich nicht verhehlen, daß die bisherige Unmöglichkeit der Erlernung der überall verstandenen französischen Sprache unserer Jugend die Bewegung im Auslande ungemein erschwert. Der ohnehin mangelhafte deutsche Unterricht hat für weitaus die größte Zahl der Auswanderer nur einen höchst zweifelhaften Nutzen. Die Gemeinde und der Staat sollten zur Abstellung dieses Mangels doch wenigstens in geeigneter Weise mithelfen.

Freilich bietet die für den deutschen Landesteil gewiß ausreichende und gute kantonale Schulordnung keine Handhabe zur Realisierung solcher Wünsche. Es fehlt darin überhaupt gar manches, was unsere besonderen Verhältnisse dringend fordern, und es steht dafür auch solches darin, was für uns, meines Erwägens, so gut paßt wie eine Faust auf das Auge, wie z. B. die obligatorische Einführung ins Italienische übersetzter Schullesebücher!

Mögen also erfahrene, einsichtige, wohlmeinende Landsleute, namentlich auch solche, die durch langjährige Beobachtung die speziellen Erwerbsverhältnisse des Auslandes kennen, und die einen weitem Horizont als die wenigen Quadratklafter des einheimischen Gesichtskreises gesehen haben, obige Andeutungen beherzigen und prüfen, ob sich vielleicht auf dem Wege der Assoziation mit Unterstützung von Seite der Gemeinde etwas durchführen ließe, was geeignet wäre, einem schreienden Bedürfnis Abhilfe zu bringen.

Graubünden und die Bibelgesellschaften

Von Fritz Montigel, Chur

Wir nehmen den Ausgang von einer Oktavbibel, die 1811 bei Fischer und Heerbrandt in Reutlingen gedruckt wurde und zwei Jahre später ihren Einzug in ein Prätigauer Bauernhaus hielt. Ihre erste Besitzerin hat auf dem Vorsatzblatt folgende Bemerkung eingetragen: „Diese Handbibel gehört mir, Anna M... von der Buchen (gemeint ist Buchen, oberhalb Jenaz), welche mir meine Ahne Anna F... 1813 vor 2 Gulden gekauft und verehrt hat“. Bemerkenswert ist das Vorwort des Buches von einem Magister Nathanael Köstlin in Urach vom 7. Dez. 1807, in dem es heißt: „Ist ein Umstand in dem an großen Ereignissen so fruchtbaren Anfang des neuen Jahrhunderts dem Verehrer Gottes und seines theuersten Wortes erfreulich, so ist es die merkwürdige Erscheinung, welche unverkennbar seiner höheren Regierung zuzuschreiben ist, daß aufs neue die Ausbreitung der Kenntnis des göttlichen Wortes durch die Veranstaltung neuer und starker Bibelausgaben befördert wird. Durch eine Unternehmung dieser Art verbreiteten vor einigen Jahren thätige Freunde des Christentums in